

# Der Rattenkäfig

Autor(en): **Manuel, Arthur**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **5 (1929)**

Heft 22

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-833304>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# DER RATTENKÄFIG

Novelle von Arthur Manuel

(Nachdruck verboten)

Es gibt Menschen, die ihrer Lebtag wie Raubtiere hinter den Gitterstäben ihrer Phantasie eingeschlossen bleiben: Stäben von Vorurteilen, Angelegenheiten, Furcht, Aberglaube, oft sogar, wie sie meinen, von Liebe. Und das ist der ulkigste und gleichzeitig traurigste Fall: dieser Glaube, nichts als Liebe, Liebe hindere sie, das Tor des Gefängnisses aufzureißen, zu brüllen und ins Freie zu treten. Statt dessen aber lecken sie wie Löwenmütter jahrelang an den verhaßten Stäben ihres Käfigs, bis — sie ihn lieben, bis aus dem Gitter ein Gartenzaun geworden, den sie zügelnd bekosen. Oh, Rattengitter des Lebens!

Eine solche Ratte, die einstmals versprach eine Löwin zu werden, ja, vielleicht einmal wirklich eine richtige Löwin gewesen, war das, um menschlicher zu sprechen, nun schon ziemlich ältere, schlanke, aber noch immer sehr sympathische Fräulein — den Namen darf man vorläufig nicht nennen — von dem des weitern nun die Rede sein soll. Besagtes Fräulein war geradezu in ihren Käfig verliebt. Nebenbei bemerkt, was jedoch nicht unwesentlich: sie besaß auch die Mittel dazu, ihn wohnlich zu machen. Saß man ihr auf einem Fauteuil gegenüber, so hatte man durchaus nicht das Gefühl, in einem Käfig zu sein. Nein, vielmehr — so wenigstens schien es und dessen flatterte sie sich — im Boudoir einer Prominente. «Prominente», muß man wissen, war nämlich ihr Traum: ihr sehr süßer, sehr alter, jahrelang aus ihrem nicht unansehnlichen Bußen immer wieder hervorgezauberter Traum. Prominente, die — bitte nicht zu lächeln — ihren Namen von Leonardo da Vinci erhielt. Mona Lisa. So wenigstens wurde sie von ihr selbst, von eben jenem Fräulein, von dem jetzt die Rede, getauft. Mona Lisa war jene Person, die zunächst nur als Wunsch, dann als Bild ihrer Phantasie, dann als schon fast körperlich gewordener Traum, in eben jenem Käfig mit besagtem Fräulein drin wohnte, bis sie, wie die logische Entwicklung das mit sich bringt, schließlich mit dem betreffenden Fräulein sozusagen zu einem einzigen Wesen verschmolz, so daß es uns gottseidank erspart bleibt, ihren eigentlichen bürgerlichen Namen zu nennen. Mona Lisa, auf Ehrenwort, war wirklich nur eine einzige Person: nämlich ein schon ziemlich älteres, schlankes, aber noch immer sehr sympathisches Fräulein, das ihr Lebtag bis jetzt hinter den Gitterstäben ihrer Phantasie eingeschlossen blieb, in einem Käfig, den sie mit einer gewissen leidvollen Trauer von Jahr zu Jahr inniger zu lieben begann, bis — einmal ein Einbrecher kam und in Gestalt eines Dompteurs mit der Reitpeitsche vor dem kreischenden Fräulein stand. Bevor wir aber zu diesem schrecklichen Abenteuer gelangen, ist es notwendig, zunächst den Käfig noch etwas näher zu beschreiben.

Es war ein Käfig, der sehr vornehm aus vier getrennten, doch durch Türen und Vorhänge miteinander verbundenen Räumen bestand: nämlich einem Schlafraum, einem Salon, einem Boudoir, einer Küche. Den Schlafraum habe ich niemals betreten, hingegen war ich in den drei andern Räumen, lange bevor ich mit der Reitpeitsche kam, wie ein Gastfreund zuhause. Sozusagen als Gefängniswärter, der der Löwin einen Besuch abstattet und sie fragt, wie es ihr geht. Selbstverständlich gut, ja glänzend. Wenn es irgendein kleiner Umstand verhindert, daß sie bis jetzt auch draußen im Leben eine wirklich «Prominente» geworden, so ist das vorläufig nicht von großem Belang. Sie braucht nur den Käfig zu öffnen, und — Mona Lisa ist da! Mona Lisa mit ihrem rätselvollen Madonnengesicht. Die Gelehrten werden kommen und sie nach ihrem Urbild befragen. Sie aber, stolz und vornehm wie sie ist, wird den Mund niemals zu einer persönlichen Antwort bewegen, sie wird ihrer Kunst leben,

ihrer Mission, ihrem großen Auftrag, mit dem sie aus Aeonen in diese Gegenwart gekommen, um unser gottverlassenes Geschlecht wieder die große Gebärde der Tragödin zu lehren, für die uns — auch auf den Brettern — heute jeder Sinn fehlt. Denn das Leben selbst ist so entsetzlich tragödienhaft, daß wir gar keine übersteigerten Gesten mehr ertragen. Große Tragödien sind immer klein, nur die «kleinen» geben sich groß. Die Tragödie unserer Mona Lisa aber war, daß ihr hierfür das Augenmaß fehlte. Sie gewährte keine Wandlung der Zeit, weil sie nie aus ihrem Käfig heraustrat. Ein Tag hatte die Schönheit und Trauer des andern, ein Tag des andern Genuß. Und, Mona Lisa, die Ratte, verstand die Schönheit ihres Tages zu genießen. Sie, die herbe Jungfrau, die sich mit einem halben Dutzend weißer Ratten amüsiert...

Doch ich sehe, wir müssen die Geschichte unserer «Heldin» nun von vorne erzählen. Von jenem Punkt an, an dem die Tragödie der Ratten beginnt.

Eines Tages nämlich, wie schon bemerkt, versprach Mona Lisa wirklich eine Prominente zu werden. Sie hatte die Stimme, die Figur, die Ausdauer, die Opferbereitschaft, die Gesundheit, den Willen, die Schulung, das Geld. Ihr Lehrer war ein allererster Maestro gewesen. Aber, schon bei diesem Maestro fängt die Tragödie eigentlich an. Dieser Lehrer, damals erster Regisseur einer nicht unansehnlichen Provinzbühne, bewarb sich (was ich erst im Laufe langer Bekanntschaft als «Gefängniswärter» erfuhr) um Mona Lisas Hand, wurde aber, trotzdem ihr Herz Ja, freudig Ja gesagt hatte, vor die kalte Tür ihres väterlichen Hauses verwiesen. Schon daraus wird man ersehen, daß man sich in einer Provinzstadt befindet. In jeder andern Stadt hätte die Hand dieses Regisseurs, die sich übrigens Jahr für Jahr mit einem mehr als bürgerlichen Gehalte zu füllen verstand, in jeder andern Stadt, behaupte ich, hätte diese Hand die steifsten Finger eines gefrorenen Edelmannes gelockert. Sie war unbezwinglich, ohne aufdringlich zu sein. Der Maestro war mit einem Wort ein Gentleman, den später auch seine Karriere dokumentiert. Mona Lisa wäre die Gattin eines ersten Künstlers, keines Schmierfinken, keines Tierbändigers geworden. Sie hätte später Gelegenheit gehabt, an seiner Seite in einer wirklichen Großstadt wirklich eine Prominente zu werden. So wenigstens, andeutungsweise, erzählte sie mir. Ich selber war der letzte, ihr diesen Glauben zu nehmen. Ich unterstützte sie, sprach ihr zu, entwirrte ihre Erinnerungen und versuchte, ihre Kraft, ihre wirklich noch immer großartige, unverbrauchte Kraft, an die Stäbe ihres Gitters zu bringen. An die Tür. An die Falle dieser Tür. «Mona Lisa, reizte ich sie, brich aus!» An vielen, an hundert Tagen, reizte ich sie. Und sie, die Löwin, ließ sich gerne reizen... Sie knurrte sogar. Ja, sie verstand, vor Wohlgefallen zu gähnen. Sie war wirklich eine glänzende Schauspielerin. Sie riß mich hin. Ihre Talente hätten noch sprödere Menschen als einen psychoanalysierenden Jungen zu verwirren vermögen. Sie hatte auch Fleisch und Blut und herrlich rollende Augen. Ihre Kleidung war niemals tragödien- oder komödienhaft: was bei Frauen gewöhnlich auf eines herauskommt. Nein, sie war mit Anstand, ja mit Grazie gekleidet. Sie war, mit einem Wort, eine Dame. Sie war von mittlerer Größe, ihr fast männlicher Kopf (ein bißchen dem ihres Maestro verwandt) dominierte aber den schlanken Körper dermaßen, daß man vom ersten Augenblick an das Gefühl hatte, hier irgendeine Brünhilde, Krimhilde, Mathilde, oder sonst irgendeine Heldengestalt vor sich zu haben: irgendeine Gestalt, die aber trotz ihres imponierenden Wesens nicht mehr ganz in unsere Zeit hineinpaßt, und darum auch nicht in unser Theater... Das Theater

ist immer der Spiegel der Zeit, sollte es wenigstens sein, wollen wir demutshalber bemerken. Mona Lisa aber, wenn ich sie so reizte, gegen die Stäbe ihres Gefängnisses zu stoßen, konnte oft, nachdem sie sich des lustvollen Spieles eine Zeitlang erfreut, dann plötzlich sehr traurig, melancholisch, mitleid-erregend werden, bis sie — hüte dich, Freund — aufspringt, wirkliche Löwin wird, und mit geballten Fäusten zähnefletschend ihren Käfig abmißt. «Ich könnte ihn umbringen, umbringen!» faucht sie dann mit blutrotem Kopf vor sich hin. Wen?

Diese Frage wäre in einem solchen Momente natürlich niemals erlaubt.

(Ihren Vater nämlich, mein Freund.)

(Doch dies nur ins Ohr.)

«Ich komme nun einmal von ihm nicht los!»

(Ihren Vater, mein Freund.)

«Er tyrannisiert mich, er bringt mich noch um!»

(Er erlaubt ihr nicht, Schauspielerin, Prominente zu werden.)

«Ich hasse ihn, ich könnte ihn vergif...»

«O Gott, o Gott, was habe ich da eben gesagt!»

Derartige Ausbrüche, dramatische Auftritte, Schauspiele mit einer einzigen Person, kommen und kamen, kehrten und kehrten immer wieder. So lange Mona Lisa hinter den Gitterstäben ihrer «väterlichen Liebe» eingeschlossen sitzt.

«Ach, daß er bald stirbe!»

«Aber, er wird vermutlich noch lange nicht sterben.» —

Dies waren die Zustände, in denen ich damals, es sind jetzt etwa zehn Jahre her, meine prominente Löwin antraf. Durch irgendeinen Zufall war ich ihr Hausfreund geworden. Was mir aber der Zufall zuführt, pflege und kann ich in der Regel nicht als Zufall betrachten. Man muß doch irgend etwas tun, wenn man kann, sagte ich mir. Und wenn man es wirklich kann, warum soll man es nicht? Geradezu ein Verbrechen wäre es, sagte ich mir, diese Löwin in ihrem Käfig zu lassen. Ich wollte doch wenigstens einmal versuchen, ob es nicht gelang, sie ins Freie zu locken. Um mein Experiment nun aber ein bißchen zu erläutern, muß ich eine kleine, nicht sehr amüsante Vorgeschichte erzählen. Den Tod zweier weißer Ratten.

\*

Eines Abends, wie ich zu ziemlich vorgerückter Stunde durch die stillen Straßen der Gartenvorstadt meiner damaligen Behausung zuwanderte, war ich, kurz bevor ich mein Vorgärtchen betrat, einer Blutspur begegnet. Keiner sehr grausigen Blutspur. Einer Spur, wie sie sich zeigt, wenn etwa jemand auf der Straße plötzlich Nasenbluten bekommt. Dann und wann ein Tröpfchen auf dem Bürgersteig. Dann und wann eines ins Taschentuch. Ein solches Tröpfchen nun aber lag auch auf der Schwelle zu meinem Vorgärtchen, ein zweites und drittes auf dem Gartenkies selbst, ein viertes und fünftes führte um die Ecke hinter das Haus.

Es war, wie gesagt, schon ziemlich spät, als ich diese Blutspur entdeckte, ich entschloß mich aber trotzdem, sie bis zu ihrem letzten Tröpfchen hinter das Haus zu verfolgen. Da, auf einmal, wie ich gegen das dichtere Gebüsch vordringe, faucht mit funkelnden Augen und gesteihtem Schwanz ein riesiger unbekannter Kater an meinem sonst nicht allzu sensiblen Herzen vorbei. Um ehrlich zu sein: ich blieb einen Moment mit offenem Mund stehen und hielt die Hand auf die Brust. Dann erst, ganz allmählich, wagte ich mich einige Schritte nach vorn, wo aus dem Gebüsch ein weißes Schwänzlein schimmerte. Zweifelloso, sagte ich mir, hier ist ein Mord begangen worden. Meine Ahnung, nur noch die blutigen Ueberreste des armen Opfers zu finden, wurde denn auch sofort sofort Gewißheit, als ich mich entschloß, den Todesbusch energisch auseinander

zu biegen. «Der Schwanz eines kleinen Kaninchens,» dachte ich mir, «vielleicht auch...» Daß es der traurige Ueberrest eines der beiden weißhaarigen Eltern von Mona Lisas Ratten sein sollte, nein, das dachte ich nicht; die Verfolgung des Mörders aber erachtete ich als sofortige Pflicht. Ich schlich also wieder aus dem Garten, folgte der Blutspur nach rückwärts, fünf oder sechs Vorgärtchen entlang, um, grausiger Anblick, beim siebenten Haus — bei Mona Lisas Haus — Zeuge zu werden, wie besagter schrecklicher Kater mit einem neuen Opfer im blanken Gebiß, eben vom Gesims des offenen Küchenfensters zum Sprung auf die Straße abstieß, um wie der leibhaftige Teufel bei meinem Anblick in entgegengesetzter Richtung zu verstieben.

Was tun?

Die Polizei alarmieren?

Ratlos blieb ich eine Weile auf dem verfehmteten Platz stehen. Dann, noch von niemandem bemerkt, schlich ich mich ins Gärtchen und schwang mich selbst auf die Mauer. Drang ein. In die Küche. Im Licht der Straße gewahrte ich den Käfig der beiden elterlichen Weißratten, einen Vogelkäfig mit aufgeriegelter Tür, während im Dunkel irgendwo gotterbärmlich die Nachkommenschaft pipste. Der Mörder, das war klar, hatte den Käfig mit einer Pratze geöffnet und das zweite Opfer wahrscheinlich sonst irgendwo am Küchenboden erschnappt. Alles, in sozusagen lautloser Stille. Das übrige Haus schlief. Die ganze Menagerie, die Mona Lisa in ihren drei andern Räumen verteilt: die Kaninchen und Meerschweinchen, die Sing- und Prunkvögel, das Eichhörnchen, das im Boudoir in seinem Rollgitter saß. Nichts rührte sich. Nicht der Fächer Schlag eines verworrenen Traums. Mona Lisa selber, wie ich annahm, schlief auch. Am andern Morgen, dachte ich, würde ich ihr dann die schuldige Anzeige machen, jetzt aber schleunigst durchs Küchenfenster wieder verschwinden. Da, wie ich schon zum Katersprung ansetzte, höre ich in der Wohnung Schritte rascheln. Vom Schlafzimmer her.

«Mein Gott, wenn das der Geist meines Vaters wäre!» seufzte jemand.

Entweichen war unmöglich.

«Hamlets Vater?» sagte ich und — öffnete keck entschlossen die Tür.

Mit einem Schrei taumelte sie auf das große Ruhebett ihres Boudoirs zurück.

Auf das Ruhebett, auf dem ich selber oftmals gelegen, um ihr — mit sehr unkorrekter Aussprache — meine ersten Gedichte zu lesen.

«Mein Gott ... mein Gott ... stammelte sie ... haben Sie mich erschreckt!»

Nun war es an mir, irgend etwas zu stammeln.

«Teile ergebenst mit,» sagte ich, bereit, die Rolle eines komischen Detektivs zu spielen, «daß hier in Ihrem Haus etwas geschah. Ihre beiden alten Ratten wurden ermordet!»

«Meine Ratten — — —?»

«Ja, Ihre beiden alten weißen Ratten.»

«Meine beiden Lieb—linge — — meine Tier—chen — — meine Säu — — getier — — chen — —?»

«Ihre beiden Ratten!» wiederholte ich.

Sie wollte sich gegen die Türe stürzen. Ich aber hielt sie zurück. Hielt — einen vierzigjährigen Frauenkörper im Nachtgewand in meinen schwachen Jünglingsarmen zurück.

«Beruhigen Sie sich! Setzen Sie sich! Darf ich eine Zigarette anzünden?»

Alles, wie aus der Kanone geschossen.

Mona Lisa, ihrer Kleidung und ihrer nackten Füße noch immer nicht bewußt, ließ sich mit befangenen Sinnen auf das Ruhebett fallen. Ich selber nahm am untern Ende des Lagers kniende Schildwachstellung ein. Offenbar, dachte ich, hatte ich sie aus einem tiefen Traume gestört. Einem jener Träume, in denen sie mit ihrem geliebtesten Vater rang. Offenbar hatte sie ihn wieder einmal umbringen wollen, und war dann — mit schlechtem Gewissen erwacht. Es ist immer das schlechte Gewissen, das die Heldinnen stört. Das schlechte Gewissen verhindert die Tat... Das schlechte Gewissen, das man mit «Liebe» identifiziert. (Weil ich meinen Vater liebe, gehe ich nicht

zur Bühne. Weil ich nicht zur Bühne gehe, hasse ich ihn. Das war der ewige Zirkel, der Kreis, in dem sich Mona Lisa bewegte.)

«Entschuldigen Sie,» sagte ich und versuchte, ihr aus ihrer Verwirrung zu helfen.

«Entschuldigen Sie,» fuhr ich fort, «ich, ich bin hier gewissermaßen notwendig. Ja, ich...»

«Die Ratten?» sagte sie, wie aus einem Traume heraus.

«Ja, die Ratten!» wiederholte ich... «Sehr schöne Ratten, sehr... liebe Tiere... aber... wer weiß... vielleicht... haben Sie sie... zu sehr geliebt?...»

«Zu sehr?» fragte sie erstaunt, «man kann Tiere niemals auch nur halbwegs anständig lieben...»

«Vielleicht,» gab ich boshaft zurück, «ist es überhaupt niemals wirklich anständig, Tiere zu lieben.»

«Wie?... was sagen Sie da?... Sie wissen doch,» fuhr sie fort, «ich bin nebenbei doch auch noch Präsidentin eines Tierschutzvereins!»

«Dagegen habe ich gar nichts, meine Gnädige. Nur,» sagte ich rasch, nachdem ich ihr in zwei Worten den Vorgang des Rattenmordes erzählt, «nur schiene es mir ratsamer, für Sie besser, von

putzt, wie ich sie noch niemals gesehen, in einem wundervollen Piyama. Wie Helena, wie eine Griechin. Sie schien sich nicht mehr genau an den Vorfall zu erinnern. Sie fuhr sich mit ihren nachfeuchten Händen über die Schläfen.

«Entschuldigen Sie,» begann ich, «aber es war mir wirklich unmöglich, so mir nichts dir nichts zu verschwinden. Ich schulde Ihnen eine Erklärung.»

«Sie haben sich zu entschuldigen,» sagte sie, «daß Sie meine Nachtruhe störten.»

«Ich habe mich zu entschuldigen, daß ich bei Ihnen einbrach.»

Sie erinnerte sich.

«Meine Tierchen, meine armen süßen Rattenschwänzchen!» jammerte sie und ging nach der Tür.

Ich selber aber kam ihr zuvor.

«Halt! Eingang verwehrt!»

«Wie? Was erlauben Sie sich?»

«Ihnen zu helfen!» sagte ich.

Mir... zu... helfen?...»

«Ja... Sie... von Ihren Ratten zu befreien!»

«Ratten... befreien...? sprach sie beinahe tonlos nach.

«Ja, von Ihren Tieren überhaupt!»

Sie ließ die Hand wieder sinken.

«Wirklich?» sagte sie, «ich verstehe kein Wort.»

«Ich,» setzte ich mit neuer Keckheit ein, «jedes!»

«Erlauben Sie,» wurde sie ängstlich, was wollen Sie denn?»

«Da, Gnädigste,» antwortete ich, «muß ich Ihnen, wenn Sie gestatten, zunächst eine kleine Geschichte erzählen.»

«Nun,» zögerte sie, weil sie einmal hier sind...»

Sie ließ sich nieder und gebot mit der Hand.

«Aber machen Sie's kurz, ich habe jetzt wirklich keine Lust, Novellen eines unreifen Dichters zu hören.»

«Ein kleines Erlebnis aus meiner Pension, das ist alles.»

«Also bitte.»

«Wir haben da eine Engländerin, eine sehr seltsame Frau. Mrs. White. Ihren Gatten, den Obersten, hat sie im Kriege verloren. In Südafrika, glaube ich. Seitdem, denken Sie sich, hat sie sich mit einem Papagei vermählt.»

Mona Lisa erhob warnend die Hand.

«Schämen Sie sich... Sie ungezogener... F...!»

«Ein richtiges Eheleben!» fuhr ich desungeachtet fort (ich war nun einmal darauf aus, Mona Lisa zu reizen). «Sogar bei den Mahlzeiten sind die beiden zusammen. Unzertrennliche Gefährten. Während der Suppe schnäbelt das Tier Mrs. Whites Füße. Beim Fisch aber krabbelt der Kakadu seiner Liebsten bereits das Schienbein herauf. Beim Dessert sitzt er der Gnädigsten im Schoß. Nach Tisch verschwindet er auf ihren dünnen Schultern durch die Tür. Was dann aber oben geschieht, steht mir wirklich nicht an zu untersuchen.

Mona Lisa lächelte vor sich hin.

«Sind Sie eifersüchtig, mein Lieber?»

Ich sprang auf.

«Ja, — auf Sie!»

«Gott, Gott,» sprudelte sie verwirrt, «was soll denn das heißen?»

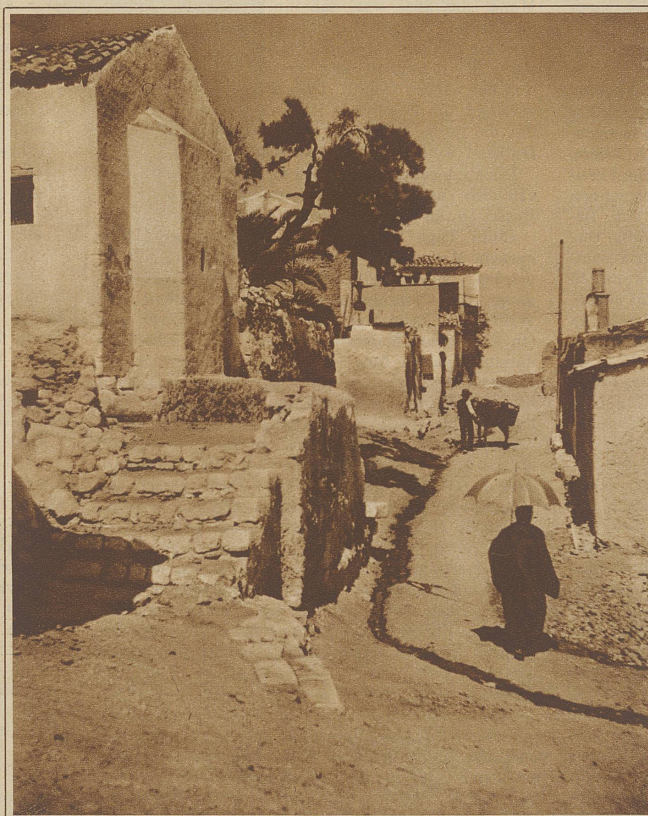
«Daß es ein Unrecht, eine Schande, ein Verrat an Gott und der Kunst ist, daß Sie Ihre ganze Liebe an Tiere vergeuden!»

Sie blickte mich fassungslos an.

«Ja, die Tiere. Die Tiere sind gewissermaßen Ihr — stammelte ich — Ihr Liebesersatz.

Nun, das kann man sich denken, sprang sie zornfunkelnd auf. Wirkliche Löwin, vor der ich armer junger Student mit einem Katersprung durch die Küche wieder auf die Straße entwischt. Der Pfeil aber, den ich auf sie abgeschossen, saß in der Löwin Herz: nach dem Tode ihres Vaters nahm sie sich einen wackeren Mann, der ihr einen ganzen Rattenkäfig voll kleiner eigener niedlicher Kinderchen schenkte.

Nun spielt sie mit diesen Theater!



Aus dem alten Athen. Aufstieg gegen die Akropolis

Vorteil, wenn Sie sich überhaupt nicht mit Tieren befaßen.»

«Wie? nicht mit Tieren?»

«Nein, weil Sie sie gewissermaßen doch nur als Puppen gebrauchen...»

«Puppen»

«Spielzeug.»

«Spielzeug?»

«Zeitvertreib.»

«Zeitvertreib?»

«Selbstbetrug.»

«Selbst—be—trug—?»

«Ja, mit diesen Tieren, Gnädigste, beschwindeln Sie sich! Sie belügen sich und — Ihren Vater mit ihnen.»

«Unerhört!» fuhr sie auf, «wer gibt Ihnen das Recht, so mit mir zu reden? Ueberhaupt,» sagte sie seltsam erstaunt, «warum sind Sie eigentlich hier?»

Sie gewahrte ihr Nachtgewand, sprang auf und entschlüpfte.

Ich aber schrie ihr nach:

«Ich erwarte Sie. Kommen Sie sofort zurück!»

Sie kam.

Verwirrt und beschämt. Tragödienhaft aufge-